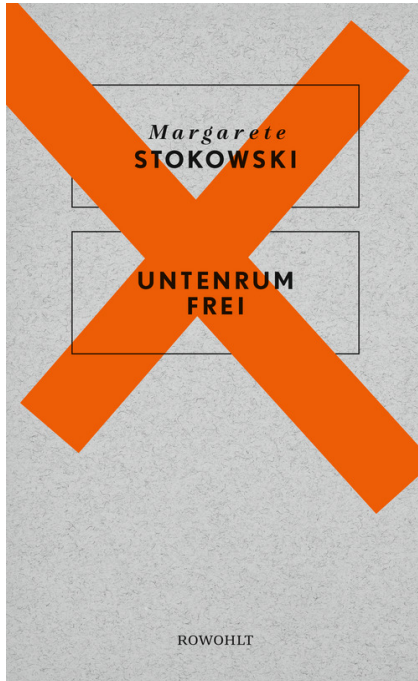


## Leseprobe aus:



ISBN: 978-3-498-06439-6

Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf [www.rowohlt.de](http://www.rowohlt.de).

«Ein unendlich wichtiges Buch. Bisweilen hat man beim Lesen das Gefühl, es würden sich neue Synapsen im Gehirn ausbilden, die einen veränderten Blick auf die Welt eröffnen.» *Zeit Online*

«Ein wichtiges Buch. (...) Reflektiert, mit viel Authentizität und einer ehrlichen Stimme, in passenden Momenten gespickt mit Humor.» *Frankfurter Rundschau*

«Dieses Buch sollten möglichst viele Mädchen und junge Frauen lesen, und Jungs und junge Männer natürlich auch.» *Die Welt*

«Dieses Buch ist anders. Es packt selbst solche, die sich mit diesen Themen schon lange beschäftigen.» *taz*

**MARGARETE STOKOWSKI**, geboren 1986 in Polen, lebt seit 1988 in Berlin und studierte Philosophie und Sozialwissenschaften an der Humboldt-Universität zu Berlin. Als freie Autorin schreibt sie unter anderem für die *taz* und *Die Zeit*. Seit 2015 erscheint ihre wöchentliche Kolumne «Oben und unten» bei *Spiegel Online*.

Margarete Stokowski

**Untenrum frei**

Rowohlt Taschenbuch Verlag

Veröffentlicht im Rowohlt Taschenbuch  
Verlag, Reinbek bei Hamburg, Mai 2018  
Copyright © 2016 by Rowohlt Verlag GmbH, Reinbek bei Hamburg  
Copyright © 2016 by Margarete Stokowski  
Umschlaggestaltung ZERO Media GmbH, München,  
nach einem Entwurf von Anzinger und Rasp, München  
Satz aus der Mercury, InDesign, bei Dörlemann Satz, Lemförde  
Druck und Bindung CPI books GmbH, Leck, Germany  
ISBN 978 3 499 63186 3

# **Inhalt**

**Vorwort**

**Kapitel eins Nicht als Prinzessin geboren**

Kapitel zwei Wachsen und waxen

Kapitel drei Wissen wäre Macht

Kapitel vier Untenrum und Überbau

Kapitel fünf Weltherrschaft im Alltag

Kapitel sechs Eine Poesie des «Fuck you»

Kapitel sieben Nur mit Liebe

Literatur

Dank

Über die Autorin

## Vorwort

Die Schauspielerin Maggie Gyllenhaal wurde für eine Hollywoodrolle abgelehnt, als sie 37 Jahre alt war. Es ging darum, das «love interest» eines 55-jährigen Mannes zu spielen. Gyllenhaal wurde nicht genommen – weil sie zu alt war. «Das hat mich überrascht», sagte sie in einem Interview. «Erst fühlte ich mich schlecht deswegen. Dann hat es mich wütend gemacht, und dann musste ich lachen.»<sup>1</sup>

Dieses Buch ist so ähnlich entstanden: Erst waren die Dinge komisch. Unangenehm. Verletzend. Dann kam die Wut. Heftige Wut auf die Ungerechtigkeit. Und dann das Lachen: Es müsste doch alles nicht so sein. Der ganze alte Scheiß ist längst am Einstürzen.

Wir können untenrum nicht frei sein, wenn wir obenrum nicht frei sind. Und andersrum. Das ist die zentrale These dieses Buches. Es geht um die kleinen, schmutzigen Dinge, über die man lieber nicht redet, weil sie peinlich werden könnten, und um die großen Machtfragen, über die man lieber auch nicht redet, weil vieles so unveränderlich scheint. Es geht darum, wie die Freiheit im Kleinen mit der Freiheit im Großen zusammenhängt, und am Ende wird sich zeigen: Es ist dieselbe. Und es geht außerdem darum, dass Freiheit für eine kleine, unter sich gleichberechtigte Avantgarde nichts wert ist, wenn es die Freiheit einiger weniger ist, die an Deck Gin Tonic trinken, während die Massen im Maschinenraum schuften.

Freiheit ist ein großes Wort. Das ist okay, denn es geht um viel. Zum Beispiel darum, allen Menschen zuzugestehen, dass sie Subjekte sind und Objekte sein können, wenn sie wollen. Das klingt abstrakt und wird am Ende doch mit Grapefruits auf Penissen und Socken in BHs zu tun haben.

Es geht um Freiheit, und trotzdem möchte dieses Buch niemanden befreien. Aus zwei Gründen: Erstens wollen einige Leute gar nicht befreit werden, und zweitens müssen

alle, die frei sein möchten, sich letztlich selbst befreien. Natürlich gibt es Frauen, die gern unterwürfig sind und traditionelle Rollen mögen, und es gibt Männer, die sich wirklich, wirklich überhaupt nicht anders denken lassen denn als im Stehen pinkelnde Grillexperten. Aber: Alles ist schöner, wenn es freiwillig ist und bewusst selbst gewählt, und dazu muss man die Alternativen zumindest kennen.

Aber warum überhaupt «befreien»: Wovon denn?

Eine Frau zu sein oder ein Mann zu sein bedeutet Arbeit. Jemand zu sein, der dazwischen oder jenseits davon liegt oder von einem zum anderen wechselt, bedeutet noch mehr Arbeit. Wir stecken viel Energie in die Rollen, die wir spielen, weil wir glauben, dass alles eine Ordnung haben muss und so viel anders auch gar nicht geht. Wir geben uns Mühe, die wir oft kaum bemerken, weil sie so alltäglich geworden ist. Und auch, weil es leichter ist, sich an vorhandene Muster zu halten.

Vorgegebene Rollen vereinfachen vieles. Aber sie beschränken eben auch. Wie Leitplanken. Es ist leichter, auf der Autobahn zu bleiben, wenn links und rechts stählerne Schutzplanken stehen und dahinter sowieso nur Gras wächst. Was soll man im Gras? Man kommt da schlechter voran. Aber vielleicht wäre es schön dort. Vor allem, wenn wir lebendig ankommen und nicht durch die Leitplanke durchmüssen. Und nein, keine Angst, der Feminismus wird niemandem die Autobahnen wegnehmen.

Wir sind – und das ist eine weitere These dieses Buches – scheinbar von unglaublich viel Sex umgeben, von Nacktheit und Brüsten und Pornos und Plakaten mit Sexspielzeug: Aber das ist kein Sex. Es ist ein diffuses Versprechen einer Möglichkeit, die mit tatsächlichem Sex nur sehr wenig gemeinsam hat. Dem steht eine immer noch große Unsicherheit gegenüber, mit der siebzehnjährige Jungs in Internetforen schreiben: «Beim ersten Mal habe ich die Befürch-

tung nicht das richtige Loch zu finden. Wie kann ich das am besten erkennen, wohin mit dem Penis?»

Ja, wohin mit dem Penis? Diese Frage werde ich nicht beantworten, aber vielleicht ein paar andere.

Dieses Buch ist kein Manifest, weil es einen ganzen Haufen Fragen und Meinungen enthält, die als Anfang, aber nicht als Ende einer Diskussion dienen können. Es ist keine Autobiographie, weil ich mich nicht ausziehen will, oder eher: weil ich mich zwar gern ausziehe, aber darüber brauche ich kein Buch zu schreiben. Aus diesem Buch wird man nicht erfahren, ob oder wie ich als Feministin im 21. Jahrhundert Teile meines Körpers enthaare; man wird nur erfahren, dass mir egal ist, wer es bei sich tut. Wir müssen über Schönheitsnormen reden, weil sie uns einengen. Wir dürfen uns aber nicht so weit von ihnen ablenken lassen, dass wir aus den Augen verlieren, worum es im Feminismus eigentlich geht: um Macht und Autonomie.

Man wird aus diesem Buch auch nicht erfahren, ob ich mich beim Sex lieber im Bett oder auf dem Küchentisch befinde, aber man wird erfahren, dass ich weder das eine noch das andere für emanzipiert oder langweilig halte, sondern denke, dass die Qualität des Liebemachens auch davon abhängt, wer den Küchentisch am nächsten Morgen decken wird und wer die Bettwäsche wechselt.

Ich werde also eine Geschichte erzählen. Dabei werde ich mein eigenes Versuchskaninchen sein. Denn ich glaube, dass Sex und Macht so grundlegende Themen sind, dass wir viel über sie erfahren können, wenn wir unser eigenes Leben betrachten.

Ich werde Dinge erlebt haben, und ich werde mir Dinge ausgedacht haben, und es ist schwer zu sagen, was davon persönlicher ist. Alle Geschichten in diesem Buch sind passiert, aber Umstände, Namen und persönliche Informationen sind geändert, um die Anonymität und Würde von Beteiligten zu wahren.



Marcel Proust hat geschrieben:

«Toren bilden sich ein, die großen Dimensionen sozialer Erscheinungen seien eine ausgezeichnete Gelegenheit, tiefer in die menschliche Seele einzudringen; sie sollten einsehen, dass sie vielmehr durch Eindringen in eine Individualität die Möglichkeit bekommen, solche Erscheinungen zu verstehen.»<sup>2</sup>

Genau das werden wir tun: in die Individualität eindringen und gucken, was wir da finden. Und dann damit wieder hochsehen, in die «großen Dimensionen sozialer Erscheinungen».

Es wird um Sex gehen und um Macht, aber auch um Angst, Scham und Gewohnheit, um Spaß und Tabus. Und natürlich auch um Liebe. Und um Arbeit und Arbeit aus Liebe.

Die einzelnen Kapitel in diesem Buch sind in sich geschlossene Essays, man sollte sie einzeln lesen können, aber hintereinandergereiht ergeben sie eine Geschichte.

Das erste Kapitel zeigt, wie sich schon in unserer Kindheit Muster einschleichen können, die uns einschränken und die wir wieder loswerden müssen, sobald wir eingesehen haben, dass das Leben kein Disneyfilm ist.

Das zweite Kapitel handelt von Schönheit und von Arbeit am Körper und auch vom Rubbeln daran.

Im dritten Kapitel geht es um Sex und das Wissen davon, was guter Sex wäre, und um Zeitschriften, die uns der Sache nicht näher bringen.

Was es mit der sexuellen Revolution auf sich hat, ist die Frage des vierten Kapitels. Sind wir so frei und locker, wie wir denken?<sup>1</sup>

---

**1** Im dritten und vierten Kapitel werden Vorfälle sexualisierter Gewalt beschrieben (S. 107–112 und 154–157), im dritten außerdem Ess-

Im fünften Kapitel wird gefragt, ob feministische Weltherrschaft eine Option ist, und die Antwort ist: natürlich nicht, weil Weltherrschaft generell keine Option ist. Es geht um Gender Studies und fair bezahlte Arbeit und die Verbindung von Feminismus und Anarchismus mit einem gemeinsamen Ziel: Abschaffung von Herrschaft.

Das sechste Kapitel empfiehlt, eine eigene Poesie des «Fuck you» zu entwickeln, um sich seltener verarschen zu lassen; sei es bei Mythen über Sex oder bei der Frage nach «korrekter» Sprache.

Im letzten Kapitel geht es um die Liebe und was die eigentlich mit alldem zu tun hat: viel. Denn letztlich machen wir in politischen Bewegungen dasselbe wie in Beziehungen und beim Kinderkriegen: Wir schließen uns zusammen und werden dadurch mehr.

Wir müssten das alles nicht «Feminismus» nennen. Wir könnten auch sagen, es geht eben irgendwie um Sex und Macht und das ganze Drumherum. «Jenseits von Grabenkämpfen», wie es so schön heißt. Und es müsste gar nicht schlecht sein, das Wort «Feminismus» da rauszulassen. Als Simone de Beauvoir *Das andere Geschlecht* schrieb, hat sie sich auch noch nicht «Feministin» genannt. («In der Debatte über den Feminismus ist genug Tinte geflossen», so stand es auf der ersten Seite, 1949 – tja nun.) Man kann Frauen – und dem Feminismus – unglaubliche Dienste erweisen, ohne sich Feministin zu nennen. Man kann ihnen auch sehr schaden, obwohl man sich so nennt. Es ist kompliziert.

Der Begriff «Feminismus» schreckt heute immer noch viele Leute ab. Sie denken an hysterische Hexen, die alle Männer kastrieren wollen, oder lieber gleich töten, um

---

störungen und selbstverletzendes Verhalten (S.100–104 und 112–114). Wer ahnt, dass das Lesen dieser Seiten schwierig werden könnte, sollte sie eventuell auslassen oder nicht allein lesen.

dann anschließend hämisch lachend ums Lagerfeuer zu tanzen und BH für BH hineinzuwerfen. Oder sie denken an gestörte Ziegen, die von ihren Vätern, Brüdern oder Lovern verletzt und versetzt wurden und sich jetzt an ihnen rächen wollen, indem sie eine hinterhältige Ideologie verbreiten, in der Frauen die besseren Menschen sind, kein Mädchen mehr mit Barbies spielen darf und Nagellack verboten ist. Oder an gierige, faule Gören, die Fördergelder und Vorstandsposten kriegen wollen, obwohl sie ihr Sozialpädagogikstudium abgebrochen haben, weil sie lieber Plüschmuschis stricken wollten, und jetzt nicht wissen, von was sie die Miete zahlen sollen.

Wenn Sie von diesem Buch nur das Vorwort lesen und es danach weglegen, nehmen Sie wenigstens das mit: Alle diese Vorstellungen sind falsch. Ich schwöre bei all den Vorstandsposten, die ich nie haben wollte, und meinen BHs, die ich nicht missen möchte.

Trotzdem lege ich persönlich wenig Wert darauf, dass irgendjemand sich zum *Wort* Feminismus bekennt. Am Ende geht es darum, wie wir handeln und miteinander umgehen, und nicht darum, welches Etikett wir uns geben. Es mag sein, dass Leute mit anderen, die sich als feministisch bezeichnen, unangenehme Dinge erlebt haben. Nicht alles, was *im Namen* des Feminismus geschieht, ist gut: Es gibt Frauen, die sich Feministinnen nennen und im selben Atemzug muslimischen Frauen die Fähigkeit absprechen, für sich selbst zu entscheiden. Eine politische Einstellung, die andere Menschen bevormundet, ausgrenzt oder beleidigt, hat mit dem, was ich unter Feminismus verstehe, nichts zu tun – dasselbe gilt für die Frage, ob Frauen sich so kleiden dürfen, dass sie Männern gefallen. Natürlich dürfen sie das, denn so ziemlich alle Sätze, die mit «Im Feminismus dürfen Frauen nicht ...» anfangen, sind falsch.

Für mich bedeutet Feminismus, dass alle Menschen unabhängig von ihrem Geschlecht, ihrer Sexualität und ihrem

Körper dieselben Rechte und Freiheiten haben sollen. Natürlich ist das keine Frage, die man nur anhand von Kriterien wie Weiblichkeit, Männlichkeit, Hetero-, Homo- oder Bisexualität diskutieren kann. Einschränkungen von Rechten und Freiheiten haben und hatten immer schon auch mit Herkunft zu tun: im ethnischen Sinne wie auch als Klassenfrage. Eine verheiratete deutsche Managerin, die einen Vorstandsposten in einem DAX-Unternehmen will, hat andere Probleme als eine türkische Bäckerin, die nebenbei putzen gehen muss.

Deswegen ist Feminismus kein Projekt, das man unabhängig von anderen Entwicklungen für sich genommen durchziehen kann: Rassismus, Klassenunterdrückung, alles gehört zusammen – und zusammen weg.

Ein Teil dieses Buches handelt davon, dass ich es mir nicht besonders leichtgemacht habe damit, mich als Feministin zu bezeichnen. In den allermeisten Fällen gruselt es mich, mich einer Gruppe anzuschließen, und wenn ich eine ideale Gesellschaft zeichnen müsste, wäre das vor allem eine, in der ich meine Ruhe habe. Bis ich Anfang zwanzig war, waren mir fast alle Menschen, die sich politisch für etwas engagierten, das nichts mit Tieren oder Kindern zu tun hatte, ziemlich suspekt, weil ich dachte: Man weiß ja gar nicht, mit wem man sich da gemein macht, Menschen können so scheiße sein. Einzige Ausnahme waren die, die gegen Nazis kämpften, bei denen schien mir der Fall klar. Alles andere fand ich vor allem: kompliziert. Ich dachte, ich müsste Tonnen von Informationen haben, bevor ich mich auf irgendeine Seite stelle, und das schreckte mich ab.

Heute gibt es für mich gute Gründe, beim Wort «Feminismus» zu bleiben, hier seien nur drei genannt:

*Erstens:* Labelfindung ist ein anstrengendes und mit Pech ein endloses Unterfangen. Was am Ende rauskommen soll, muss kurz und prägnant sein, eindeutig und leicht zu merken. «Bewegung für Freiheit und Selbstbestimmung

bezüglich aller Fragen, die im Zusammenhang mit Geschlecht, Körper und sexueller Orientierung stehen» würde es besser treffen, ist aber zu lang. Leider. Und egal, wie lange man sucht, man wird es nie allen recht machen mit dem richtigen Label. Wenn «-ismus» am Ende steht, wird immer jemand kommen, der sagt, «Jeder Ismus ist eine Ideologie!», und dann können wir über Journalismus, Organismus, Syllogismus und Zynismus reden, aber dann schweifen wir ab.

*Zweitens:* Warum sollte man sich von all denen abgrenzen, die unsere Kämpfe begonnen haben und die dafür gesorgt haben, dass wir heute wählen können, Geld verdienen und ein Bankkonto eröffnen? Sie haben unglaublich viel erreicht, und es ist nicht irgendwie blöd und unangenehm, sich mit ihnen in eine Reihe zu stellen, sondern eine Ehre und eine Würdigung ihrer Mühen.

*Und drittens:* Labelfindung lenkt ab. Wir haben besseres zu tun. Feminismus ist nichts, was durch eine bessere PR ein attraktiveres Produkt wird und dann von allen einfach lässig nebenbei geschluckt wird. Es ist ein Kampf um fundamentale Gerechtigkeit. Es ist ein Kampf, der weh tun wird, weil wir einsehen müssen, an wie viel Scheiße wir uns gewöhnt haben. Wie viel Gewohnheiten wir ändern müssen, wenn wir alte Rollen zurücklassen. Es ist damit letztlich auch ein Experiment, von dem wir gar nicht genau wissen, was es am Ende mit uns machen wird. Weil wir mehr können werden. Mehr dürfen. Und mehr wollen.

Manchmal müssen wir uns daran erinnern, was wir einmal wollten und was wir verlernt haben zu wollen.

Meine Familie erzählt oft die Geschichte, als ich vier war und meine Großmutter sagte, ich soll eine Strumpfhose anziehen, damit mir nicht kalt wird. Ich wollte nicht. Ich wollte ein Kleid tragen ohne Strumpfhose drunter, ich fand es warm genug, also sagte ich «Nein, Oma» und dann einen Satz, der auf Polnisch lautet: *Każdy sobą rzqdz*. Auf

Deutsch: «Jeder bestimmt über sich selbst» oder: «Jeder regiert sich selbst», denn «rządzić» heißt auch, in politischer Hinsicht das Sagen zu haben. Manchmal wünsche ich mir, ich hätte mich seit damals politisch nicht mehr so sehr entwickelt – denn genau das ist heute wieder meine Haltung. Zwischendurch hatte ich sie leider vergessen.

Um Selbstbestimmung wird es viel gehen. Denn Feminismus ist keine Bewegung, die alte Zwänge durch neue Zwänge ersetzen will oder alte Tabus durch neue. Es ist ein Kampf gegen Zwänge und für mehr freie, eigene Entscheidungen. Und zwar nicht die Entscheidung «vor oder zurück», sondern die Entscheidung: Was für ein Mensch willst du sein? Das klingt nach viel, und ja, verdammt, es ist viel.

Well, I try my best  
To be just like I am  
But everybody wants you  
To be just like them  
BOB DYLAN

# Kapitel eins

## Nicht als Prinzessin geboren

Am Anfang ist alles ein Spiel.

Ich bin vier, und das neue Fahrrad ist der Knaller. Ich liebe es. Es ist rosa-weiß und hat pinke Stützräder. Geht. Die ersten Male durfte ich noch mit ihnen fahren, immer hinter meinem Bruder her, das ging ganz leicht. Dann nimmt mein Vater die Stützräder an einem zunächst schönen Samstagvormittag ab und sagt: Das kannst du jetzt auch so. Also los auf den Spielplatz, auf dem abends die coolen Kinder mit ihren BMX-Rädern wilde Sachen machen. Los und rollen, fahren, nein, nicht mit den Füßen abstützen, fahren, fahren, fahren ... Vater schiebt ein Stück, lässt los. Oooh, es geht gut, hui, guck, wie gut es geht, und – voll auf die Fresse.

Hingefallen.

Bei diesem Sturz passieren zwei Dinge. Erstens: Ich falle so blöd, wie es nur irgendwie möglich ist, mit den Händen in Glasscherben. Scheiße genug. Es ist Berlin-Neukölln und 1990; Flaschen auf dem Boden gehören zum Ambiente. Eine Scherbe bohrt sich in meine rechte Hand, die Stelle am Handballen sieht noch Wochen später aus wie ein Stück Schinken, nackt und rosa. Zweitens: Der Lenker rammt sich mir zwischen die Beine. Aua. Die erste Sache ist auffällig und blutet, die zweite Sache ist unauffällig, und ich sage kein einziges Wort. Wie denn auch? Wie soll ich sagen, dass ich mir an meiner ... Dings weh getan habe? Dings. Wie heißt das? Mumu. Muschi. Unten. Untenrum. Aua. Soll man nicht drüber reden. Aua! Dann bin ich halt jetzt kaputt, denke ich. Besser als was sagen zu müssen. Was sagen wäre peinlich.

Warum eigentlich «untenrum»? Unten sind die Füße, Mann! Das weiß ich – eigentlich.



Zu Hause verarztet meine Mutter mir die blutende Hand, und zum Trost kriege ich eine Capri-Sonne. Es tut auch bald kaum noch weh.

Warum habe ich nichts gesagt? Und warum schäme ich mich?

Gute Frage. Lange Antwort.

Das Wort «Scham» kann verschiedene Bedeutungen haben. Einerseits steht es für ein Gefühl von Verlegenheit oder Blöße: etwas Unangenehmes. Und andererseits steht es «in der gehobenen Umgangssprache [für] die äußeren Geschlechtsorgane des Menschen, insbesondere beim weiblichen Geschlecht die Vulva» – so ist es in der Wikipedia formuliert. Wir sprechen von Schamlippen und Schamhaaren, als würde sich dahinter etwas Verbotenes verbergen. Aber ist das so? Ist «die Scham» etwas, wofür sich irgendwer schämen müsste? Und müssten sich Jungs dann nicht eigentlich mehr schämen als Mädchen, weil bei den Jungs alles raushängt und bei den Mädchen alles halbwegs ordentlich drinnen liegt?

Simone de Beauvoir verwendet in ihrem Buch *Das andere Geschlecht* nicht wenige Seiten darauf, zu erklären, was unsere Vorstellungen von Weiblichkeit und Männlichkeit damit zu tun haben, dass Jungs häufig mit ihren Pimmeln spielen und Mädchen selten mit ihrer Vagina, weil sie innen liegt. Sie beschreibt das Gefühl, das daraus erwächst, dass Mädchen ihre Geschlechtsteile nicht auf die Art «in die Hand nehmen können» wie Jungs. Es ist nicht unbedingt Neid, wie Sigmund Freud behauptet, aber doch die Feststellung, dass so ein kleines, baumelndes Ding interessant sein kann: Mit einem Penis kann man seinen eigenen Namen in den Schnee pinkeln. Also, sobald man schreiben kann. Aber dann. Und das ist sehr viel.

Wenn Beauvoir über den Penis schreibt, dann klingt das bisweilen belustigend philosophisch: «Später», schreibt sie, «wird der Knabe seine Transzendenz und seine hoch-

mütige Unübertrefflichkeit in dem Geschlechtsorgan verkörpern.»<sup>3</sup> Man könnte sagen: Ähm, ja. Bisschen übertrieben, Transzendenz und Penis, was soll das? Aber tatsächlich war sich selbst Georg Wilhelm Friedrich Hegel, einer der einflussreichsten deutschen Philosophen, nicht zu fein, in seinem Hauptwerk auch übers Pullern zu schreiben. Ein Meilenstein des Idealismus. In der *Phänomenologie des Geistes* von 1807 schreibt Hegel im Abschnitt über die beobachtende Vernunft:

«Das *Tiefe*, das der Geist von innen heraus, aber nur bis in sein *vorstellendes Bewusstsein* treibt und es in diesem stehen lässt, – und die *Unwissenheit* dieses Bewusstseins, was das ist, was es sagt, ist dieselbe Verknüpfung des Hohen und Niedrigen, welche an dem Lebendigen die Natur in der Verknüpfung des Organs seiner höchsten Vollendung, des Organs der Zeugung, – und des Organs des Pissens naiv ausdrückt. – Das unendliche Urteil als unendliches wäre die Vollendung des sich selbst erfassenden Lebens, das in der Vorstellung bleibende Bewusstsein desselben aber verhält sich als Pissen.»<sup>4</sup>

Sie müssen das nicht noch mal lesen. Hegel vergleicht den Geist und alles, was der Geist so kann, mit dem Penis und allem, was der Penis so kann. Natürlich meint Hegel mit Vollendung nur das männliche Geschlechtsorgan und nicht das weibliche – wie sollte er auch anders, wo er an anderer Stelle erklärt, der «Unterschied zwischen Mann und Frau ist der des Tieres und der Pflanze»<sup>5</sup>.

Es muss einiges passiert sein, bis ein großer Philosoph an sich herunterguckt und «höchste Vollendung» sieht.

Ja, es muss einiges passiert sein – und doch ist Hegel nicht so besonders damit. Manchmal denke ich, wenn alle Männer, die stolz auf ihre Penisse sind, einander Huckepack nehmen würden, einer über den anderen, dann wür-

den sie bis zum Mars reichen und wahrscheinlich würden sie selbst dort ein kleines grünes Männchen finden, das unglaublich froh über sein kleines grünes Pimmelchen wäre. «Quatsch», sagt dann mein Freund Todd, «Männer sind so unsicher, was ihren Schwanz betrifft! Zu klein, zu groß, zu schief ...» – Gut, sage ich. Allerdings lässt mich die schiere Menge an «Dick Pics», also Fotos von Penissen, die in Chats versandt werden, daran glauben, dass die Reihe zum Mars sich problemlos vollkriegen ließe, selbst wenn eine große Anzahl Jungs und Männer dabei auf der Erde bleiben würde. Warum denken Männer, sie könnten mit einem Bild ihres Gemächts eine Konversation starten, wenn nicht aus dem Gefühl heraus, dass es ein geiles Gemächt ist?

Und ist das schlecht? Sind Feministinnen nicht immer dafür, den eigenen Körper zu akzeptieren und zu lieben und für Selbstbewusstsein und all das? Ja, sind sie. Und es ist auch gar nicht schlecht, wenn Männer ihre Penisse toll finden. Alle Menschen sollten alle ihre Körperteile toll finden können, egal ob hinterm Ohr oder zwischen den Beinen. Es kann sogar sehr lustig sein. Es gibt ein Blog, das heißt «Things My Dick Does», in dem ein Penis aus San Francisco der Protagonist ist. Er betrinkt sich, versucht sich im Gewichtheben, wird geküsst und schläft selig.<sup>6</sup> Ein süßes Kerlchen.

Aber.

Es gibt ein kleines Ungleichgewicht. Die Penispräsenz ist sehr stark im Vergleich zur Vulvapräsenz: Wie weit muss man gehen, um die Geschlechtsorgane einer Frau zu sehen? Wie weit für die eines Mannes? In echt oder künstlich? Wenn Sie Glück haben, nur bis zum nächsten Park. Dann steht da ein Springbrunnen, wo irgendein kleiner dicker Engel Wasser strüllt. Wenn Sie Pech haben, steht da ein Exhibitionist. Oder Sie gehen ins Einkaufszentrum: Da gibt es Pimmellutscher bei Nanu Nana, diesem Laden für billige Geschenke. Sie stehen neben den «Oscars» aus Plastik, wo

«Bester Opa» draufsteht. Bei Amazon kann man eine Wärmflasche bestellen, die «Erotische Wärmflasche mit Pimmel» heißt. Das Pendant dazu – «Wird oft zusammen gekauft» – ist die «erotische Wärmflasche mit hübschen Brüsten». So seltsam es ist, sich eine Wärmflasche mit Plüschpimmel zu kaufen, so wenig sind Brüste das Pendant zum Penis.

Der Penis ist präsent. Die Vulva nicht. Stattdessen wird sie Vagina genannt, und viele wissen gar nicht, dass die Vagina nur innen ist, also das Loch – oder wie Wikipedia sagt: der Schlauch – und das ganze Ding drumrum Vulva heißt, also Venushügel, Schamlippen, Klitoris. Musste ich auch erst lernen. Klingt manchmal immer noch komisch für meine Ohren. Irgendwo zwischen Volvo und Pulpo.

Wenn man eine Frau beleidigen will, kann man sie «Fotze» nennen. Man beschimpft sie mit ihrem Geschlechtsorgan, so als wäre das etwas Schlechtes. Bei Männern funktioniert das nicht, zumindest nicht auf Deutsch. «Du Pimmel» – das sagt man nicht. Man kann einen Mann einen Schwanzlutscher, einen Wichser oder einen Schlappschwanz nennen, aber dann geht es eher um Dinge, die man mit einem Penis tun kann oder eben nicht, aber nicht um den Penis selbst. Der Penis scheint nicht nur präsender, sondern auch positiver «besetzt» zu sein als die Vulva.<sup>2</sup>

So weit, so nicht so schön. Aber was heißt das? Was hat das mit der Geschichte von mir als Vierjähriger zu tun? Soll eine solche Anekdote als Ursprung oder das Symptom von irgendwas herhalten? Warum erinnere ich mich überhaupt daran? Und wieso schweife ich dann so weit ab, bis es um Wärmflaschen geht, die sowieso niemand kauft, außer vielleicht als Witz?

Wenn wir über Macht und Freiheit sprechen wollen, müssen wir erstens früh und zweitens im Kleinen anfangen.

---

2 Im Englischen geht es: Ein «dick» kann ein Penis oder eine Beleidigung sein, ähnlich im Polnischen: «chuj».

Früh heißt, wir müssen uns ansehen, ab wann das losgeht, dass wir uns Handlungen oder Worte entweder selbst verbieten oder sie uns von außen verwehrt werden. Und im Kleinen heißt, es kann nicht nur darum gehen, wer sich traut, Bundeskanzlerin zu werden. Auch die scheinbaren Nebensächlichkeiten zählen: Wo entscheiden wir uns, uns zu beschränken? Wo werden wir beschränkt? Wo könnten wir freier sein, als wir es heute sind? Denn Macht ist etwas, das im Kleinen und im Großen wirken kann. Wie Ibuprofen.

Macht regelt, welche Jobs wir annehmen, aber auch, welche Unterhosen wir tragen. Und überhaupt, Unterhosen: Wenn wir davon ausgehen, dass Geschlecht und Macht zusammenhängen, dann müssen wir auch über die Dinge reden, die uns banal oder peinlich vorkommen. Wir müssen verstehen, wo und warum uns als Frau oder als Mann nur bestimmte Möglichkeiten gegeben sind und andere nicht. Dabei wird es um die kleinen, nervigen Dinge gehen, aber auch um Leben und Tod.

Was heißt es denn, *als Frau* zu leben?

[...]

## Endnoten

- 1 Ben Child: «Maggie Gyllenhaal: At 37 I was <too old> for role opposite 55-year-old man», theguardian.com, 21. Mai 2015.
- 2 Marcel Proust: *Auf der Suche nach der verlorenen Zeit, Band 3: Die Herzogin von Guermantes*. München 1930.
- 3 Simone de Beauvoir: *Das andere Geschlecht. Sitte und Sexus der Frau*. Reinbek bei Hamburg 2005, S. 338 ff.
- 4 G. W. F. Hegel: *Phänomenologie des Geistes*. Hamburg 1988, S. 233.
- 5 G. W. F. Hegel: *Grundlinien der Philosophie des Rechts*. Frankfurt/M. 1970, S. 319 (Zusatz zu § 166).
- 6 thingsmydickdoes.tumblr.com